Die Kornblume.

Mitgetheilt von Chr. Schmidt. Nachdruck verboten.

Für den sinnigen Naturfreund kann es nicht leicht ein reizenderes Bild geben als das eines goldenen wogenden Kornfeldes voller bunter Blüthen, rother Mohn- und blauer Kornblumen, weißer Winden und violetter Wicken. Und doch sieht es die Mehrzahl der Landleute, wenn es recht bunt ist, nur mit Verdruß, wohl gar mit Ingrimm an, denn diese uns so lieblich entgegen lachenden Blumen sind ja böse Unkräuter. Die lieblichste aller dieser lästigen zudringlichen Pflanzen ist die Kornblume, die, im Laufe der Jahrhunderte zu einem Allerweltsliebling geworden ist. Sie hat sich bei uns so eingebürgert, daß man kaum noch daran denkt, daß sie eine Ausländerin ist; sie soll durch die Kreuzfahrer einst mit den Ruben aus Asien zu uns herüber gekommen sein.

Als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einst die wogenden Kornfelder durchwandelte und sich ihres Segens freute, den sie den Menschen spendete, da nahten sich ihr die Cyanen oder Kornblumen und klagten: „O Ceres, warum ließ Dein Wink uns erblühen inmitten Deiner Gaben, die das Land mit Aehren bedecken? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens; uns aber schaut er nicht einmal an. So gieb uns auch ein körnergeschwelltes Haupt wie den schwergesenkten Aehren! wo nicht, so laß uns wo anders einsam blühn, wo wir den Blicken des Menschen und seiner Verachtung entgegen sind." Die Göttin aber erwiderte ihren holden Blumenkindern liebreich: „Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir ersehen, hier im rauschenden Gewoge der Aehren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn ihr seit die Priesterinnen im großen Voll der Aehren. Darum sollt ihr nicht ährengleich rauschen und schwerbelastet euer Haupt zur Erde neigen, sondern frei und fröhlich blühen und emporschauen als ein frommes Bild der stillen Heiterkeit und des zuversichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich euch als Priesterschmuck ein himmelblaues Gewand verliehen, euch auszuzeichnen als meine Priesterinnen des Himmels und der Menschen, zu predigen Glaube und Treue. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt scheinbar vereinsamt und verlassen steht, am Erntetage, wenn alle diese Halme und Aehren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin suchen und pflücken, sich mit euch ihre Stirn umschmücken." Darüber waren die klagenden Kornblumen zufrieden, und sie schieden dankerfüllt von dem milden Angesichte der hohen Göttin und freuten sich nun ihres bevorzugten Standes und ihrer hohen Bestimmung. Und so blühen sie weiter als schöne Priesterinnen inmitten des wogenden Halmenmeeres und predigen den Menschen des Himmels Gnade und Güte.

Wurde eine Kornblume am Frohnleichnamsfeste ausgegraben, so war sie besonders heilsam; sie stillte das Nasenbluten, wenn man sie so lange in der Hand hielt, bis sie erwärmt war. Eine eigenthümliche pommersche Sage nennt die Pflanze Schimmelblume und sagt, man dürfe sie nicht ins Haus bringen, sonst fange das Brot an zu schimmeln. Diese Sage bezieht sich offenbar auf den Filzüberzug, den die Kornblume, wie die meisten Arten der Gattung Centaurea zeigen und ihnen den Namen „Flockenblumen" eingetragen hat.

Ihrer herrlichen blauen Farbe wegen ist die Kornblume seit alten Zeiten so geschätzt, daß trotz des Ueberflusses, den unsere Kornfelder darbieten, die Gärtner, wie uns Tabernämontan erzählt, schon im sechzehnten Jahrhundert begannen, die Blume der großen Nachfrage wegen in den Gärten zu ziehen. Das schöne Blau der Blüthe wird jedoch leicht von der Sonne ausgebleicht, darum galt die Kornblume früher als ein Zeichen der Veränderlichkeit; und in einer altdeutschen Schrift von der „Bedeutung der Blumen" heißt es von ihr: „Wer sein Herz wandelt und selbst nicht weiß, wo er bleiben will, und seinen Wankelmuth verholen trägt, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustiglich und färben sich weiß, sie mögen nicht lange ihre Farbe behalten und zeigen ihren Wandel." —

Was die Kornblume für uns Deutsche bedeutet, diese Frage beantwortet P. K. Rosegger folgendermaßen: Sie war die Lieblingsblume der Königin Luise, die unter den Franzoseneinfällen so schwer gelitten. Dann hat ihr Sohn, Kaiser Wilhelm I. die Kornblume erwählt und dabei wohl kaum geahnt, daß die liebliche, blaue Blume das Sinnbild seines weltgeschichtlichen Werkes werden sollte. Welch ein deutscher Fürst immer das Reich zur Einheit geführt haben würde, diese, und gerade diese Blume hätte sein Symbol werden müssen. Weiß wohl auch Jeder, der die Kornblume im Knopfloch trägt, wie sie gestaltet ist? Ein Kranz von vielen Sonderkrönlein vereinigt sie zu einer Krone! So wie Wilhelm I. die deutschen Fürsten vereinigt hat zum Kaiserreiche. Die Kornblume ist das Zeichen der politischen Einheit Deutschlands, der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches. Daran denken bei dieser Blume gehobenen Herzens die Deutschen aller Länder." —

Die Thräne.

Thut man ins Leben kaum den ersten Schritt,
Bringt man als Kind schon eine Thräne mit.
Und Freudenthränen giebt als ersten Gruß
Dem Kind die Mutter mit dem ersten Kuß.
Man wächst empor dann zwischen Freud' und Schmerz,
Dann zieht die Liebe in das junge Herz,
Und offenbart das Herz der Jungfrau sich,
Spricht eine Thräne: „Ja, ich liebe Dich!"
Wie schön ist doch die Liebe einer Braut,
Wenn dem Geliebten sie ins Auge schaut.
Man schlingt das Band, sie werden Weib und Mann,
Dann geht der Kampf mit Noth und Sorgen an.
Doch wenn der Mann die Hoffnung schon verlor,
Blickt noch das Weib vertrauensvoll empor
Zur Sternenwelt, zum heiteren Himmelslicht,
Und eine Thräne spricht: „Verzage nicht!"
Der Mann wird Greis, die Scheidestunde schlägt,
Da stehn um ihn die Seinen tief bewegt.
Und aller Augen sieht man thränenvoll,
Sie bringen ihm den letzten Liebeszoll.
Doch still verbleicht, blickt noch um sich der Greis
In seiner Kinder liebliches Gesicht.
Im letzten Kampf, ja selbst noch im Vergehn
Spricht eine Thräne nur: „Auf Wiedersehn!"

Denk- und Sinnsprüche.

Was frommt Dir die Gestalt?
Was frommt Dein hoher Stan?
Ein Laken und ein Bett,
Ist endlich Dein Gewinn.
Spiel' noch so lang und gut
Die Rolle hier auf Erden,
Der Schauplatz muß einmal
Doch zugezogen werden.

Gaudy.

Druck und Verlag von Langer & Winterlich in Riesa. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Schmidt in Riesa.

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Riesaer Tageblatt".

Nr. 27. Riesa, den 6. Juli 1901. 24. Jahrg.

Ein modernes Aschenbrödel.

Von M. Abelmann. Fortsetzung.

Ich schlenderte planlos durch die im Dunkel liegenden Alleen. Geistig ein wenig abgespannt, suchte ich die abgelegeneren Partien des Gartens auf und dachte an nichts anderes, als an den wunderbaren Zauber der mich umgebenden Natur. Ringsum herrschte tiefe Stille, die meine Nerven wohlthuend berührte.

Da auf einmal knisterte der Kies. Ich vernahm das leise Rauschen eines Frauengewandes und zugleich eine gedämpfte, mir bekannte Stimme. — Ich schaute um. — Aus dem nächsten Seitenpfad traten zwei Gestalten. Die ungewisse Beleuchtung ließ mich dieselben nur undeutlich erkennen. Den Bewegungen nach schienen sie jung. Ich wollte mich ungesehen zurückziehen, um sie an mir vorüber zu lassen, und trat tiefer in den Schatten der Bäume. Auch ohne dies hätten sie mich wohl schwerlich bemerkt, so ganz schienen sie in ihr Gespräch vertieft.

Jetzt waren sie kaum fünf Schritte noch von mir entfernt. Ich konnte ziemlich genau einen hochgewachsenen Herrn mit einer Dame am Arm unterscheiden und diese in leisem zärtlichen Ton sagen hören:

„Sie glauben nicht, wie lang mir der heutige Tag geworden. Ich glaubte, daß er niemals enden wollte, und fürchtete schon, Sie heute nicht mehr zu sehen. O Ferdinand, warum blieben Sie auch so lange aus, warum gingen Sie überhaupt fort?"

Ich traute meinen Ohren nicht! — „Diese Stimme! — Wie gebannt verharrte ich an der nämlichen Stelle, — auch sie waren stehen geblieben und ich vernahm seine Antwort.

„Sie haben mich vermißt! — Auch meine Gedanken weilten diesen ganzen langen Nachmittag bei Ihnen! Dieser kurze Augenblick ungestörten Beisammenseins vermag mich kaum für die traurige Trennung zu entschädigen! — Ach, und wie bald werden wir für immer von einander scheiden müssen."

„Sprechen Sie nicht von Trennung, Ferdinand," rief sie schmerzlich, „nicht jetzt — ich will nicht daran erinnert sein —"

„Und doch," fiel er ihr bebenden Tones ins Wort, „und doch müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen. — Ich werde Badenweiler in den nächsten Tagen verlassen!"

„Ferdinand!" schrie sie auf.

„Um Ihretwillen muß ich gehen," fuhr er erregt fort. „Ich habe nicht ehrenhaft an Ihnen gehandelt. Ich habe Empfindungen, Hoffnungen in Ihnen geweckt, die ich nie erfüllen kann. Gott weiß, daß ich Sie treu und innig liebe, wie nie zuvor ein Weib. Aber ich bin arm, ich habe außer meiner schmalen Pension kein Einkommen und zudem bin ich ein Krüppel. —"

„Ferdinand!" wiederholte sie vorwurfsvoll.

„Es ist, wie ich sage," sprach er unerbittlich weiter, „— arm und ein Krüppel — ich habe nichts Ihnen zu bieten, als mein Herz — Sie sind eine an Luxus und Ueberfluß gewöhnte Dame — Mangel und Entbehrungen warten Ihrer an meiner Seite. Ich liebe Sie zu sehr, um Sie diesen auszusetzen, und Sie selbst — Sie selbst, Wera — seien Sie aufrichtig — Sie würden ein solches Leben nicht wünschenswerth finden."

Ich lauschte gespannt ihrer Antwort — aber sie blieb aus. Erst nach einem minutenlangen, peinlichen Schweigen sagte sie zögernd: — „Und Ihr Bruder — ich hielt ihn für vermögend — könnte er nicht — —"

„Wera," unterbrach er sie heftig, „was denken Sie von mir! Meinen Sie, ich ließe mir etwas schenken? — Von meinem Bruder so wenig, als von Ihrem Schwager oder sonst von einem Menschen in der Welt! — Nein, gottlob, so viel Ehre besitze ich noch, wenn ich auch, Ihnen gegenüber, der Macht meiner Gefühle erlegen, und einen Augenblick das Gebot der Pflicht vergessen konnte."

„Fassen Sie doch nicht gleich Alles so tragisch auf," flüsterte sie, und suchte ihn mit schmeichelnden Worten zu beschwichtigen.

Ich konnte seine Antwort nicht verstehen, denn sie entfernten sich hastig, da von anderer Seite sich Schritte näherten. Ich aber stand noch lange auf der nämlichen Stelle und harrte ihnen in das Dunkel nach. Ich dachte an Herrn Sokoff und was ich mir bisher nur dunkel bewußt gewesen, war mir nun plötzlich hell und klar. Fräulein Wera Kurpotkin war eine schlaue Kokette, eines ehrenwerthen rechtlichen Mannes unwerth. Ich konnte nicht einmal glauben, daß sie Ferdinand Rheden aufrichtig liebe. Der hübsche, martialische Mann mochte ihr gefallen, seine galante Aufmerksamkeit ihrem Stolz schmeicheln, ihr in der Monotonie des Badelebens eine angenehme Unterhaltung sein, aber ihn zu heirathen, würde sie sich bei der Kenntniß seiner pekuniären Verhältnisse nie entschlossen haben. Fräulein Wera konnte nur in einer alle ihre Bedürfnisse reichlich befriedigenden Partie Genüge finden.

Der junge Rheden dauerte mich. Seine Gefühle für das Fräulein waren aufrichtig; er war ein nobler Charakter. Ich wünschte von Herzen, daß er der inneren Warnerstimme Folge leisten und schnell abreisen möchte. Anderenfalls warteten seiner sicher noch schmerzliche Kämpfe und vielleicht noch schmerzlichere Enttäuschungen.

Mit Spannung sah ich den nächsten Tagen entgegen. Zugleich ergriff mich ein gewisses Unbehagen gegenüber Herrn Sokoff. Sein Blick begegnete dem meinen oft so fragend, daß ich förmlich verlegen wurde. Es gehört zu meinen festesten Grundsätzen, jederzeit, auch im kleinsten offen und wahr zu sein. Auf keinen Fall wollte ich den Mann täuschen, der mir mit so liebenswürdigem Vertrauen entgegenkam, aber andererseits widerstrebte es meinem innersten Gefühl, ein durch Zufall entdecktes Geheimniß preiszugeben und mich in die innersten Familienbeziehungen Anderer zu mischen, die mich eigentlich gar nichts angingen.

Meine stille Hoffnung erfüllte sich nicht. Ferdinand Rheden reiste nicht ab. Er sprach wohl öfter davon, wurde aber stets von seinem Bruder und Herrn Sokoff selbst in seinem Vorhaben umgestimmt. Weras Einfluß mochte das Seine dazu beitragen, genug, er kam nicht fort.

Die Verhältnisse erschienen mir von Tag zu Tag unerquicklicher. Mad. Kurpotkin drängte auf eine Erklärung ihres Schwiegersohnes, während ihre Tochter Alles aufbot, dieselbe hinauszuschieben, ohne jedoch gegen die Sache selbst irgendwelche Abneigung zu verrathen. Im Gegen-